

Professor Anton Urspruch †.

Die Leser dieser Zeitschrift werden sich wohl noch der begeisterten Worte erinnern, mit denen Prof. Anton Urspruch den Straßburger Kongreß als die „Auferstehung“ der lang vergessenen Gregorianischen Melodien feierte (Gr. R., IV., Nr. 9/10, S. 142). Die Feder, die (wo es das Echte und Hohe in Kunst und Religion galt) stets in lauterem Sonnengold getaucht zu sein schien, der aber auch Kompositionen entlossen, die neben dem Besten allzeit bestehen werden, ist nun für immer zur Ruhe gelegt. Prof. Urspruch starb zu Frankfurt a. M. nach kurzer Krankheit ziemlich unerwartet am 11. Jänner d. J.

Es war 1905 nicht das erste Mal, daß Urspruch über den Gregorianischen Choral schrieb. Schon im Jahre 1901 erschien von ihm eine kleine Broschüre unter dem Titel: „Der Gregorianische Choral und die Choralfrage“ mit einem Vorwort von P. Ambrosius Kienle, O. S. B. (Rothsche Verlagshandlung, Stuttgart). Man findet darin, vom rein künstlerischen Standpunkte aus betrachtet, den Unterschied zwischen der *Mediæva* und dem traditionellen Choral in sehr vornehmer und geistreicher Form dargelegt. Was dem Verfasser die altherwürdigen Melodien galten, das klingt gleich aus den ersten prächtigen Worten der Einleitung hell und voll heraus. „Die abendländische Musik hat einen Jahrtausende alten Kronjuwel. Täglich enthüllt sie ihn, wenn es ihrem edelsten Zweck, der Anbetung des Heiligen, gilt. Sie zeigt ihn, köstlich gefaßt, an ihren höchsten Festen in seinem strahlendsten Glanze. Und dennoch wissen nur wenige von ihm.“ — Er zeigt dann, wie dem modernen Musiker durch die ganze Art seiner Kunstübung und Kunsttechnik, besonders aber durch den Geist der von ihm gepflegten Musik das Verständnis jener reinen und jeder Künstelei fremden Naturkunst erschwert ist, versteht es aber auch meisterhaft, einige der „tönenden Lichtstrahlen jenes Kunstjuwels“ spielen zu lassen und zu genauerer Betrachtung anzuregen, hoffend, daß man es nicht verschmähen werde, an ihm die Gesetze der Schönheit zu lernen, „daß du sie anwendest auf alles Wahre und Gute, was auch in deiner Zeit zu künstlerischer Gestaltung drängt. Aber nur den Geist dieser Gesetze,“ so fügt er hinzu, „nicht die Form, die er sich einst schuf, lasse dich lehren. Ihn, diesen Geist, behandle mit Ehrfurcht und jene Form, sein Erb- und Eigentum, mit Achtung. Denn ausbeutungssüchtig ist deine Zeit und benimmt sich so gern als den prassenden Erben einer reichen Vergangenheit.“ Damit deutet Urspruch sehr richtig die Gefahr an, die mit dem Bekanntwerden des Chorals in den Kreisen moderner Komponisten verbunden ist. „Weber“, sagte er einmal, „hat das Volkslied auf die Bühne gebracht — in edelster Absicht, er wollte die Oper aus ihrer geschraubten schwülen Höhe wieder auf das Niveau der gesunden Volkstümlichkeit bringen. Aber die Folge — wir haben kein Volkslied mehr. Das Volk hörte seine Lieder auf der Bühne, es gewöhnte sich daran und nahm zuletzt alles, was es auf der Bühne hörte, als Volkslied herüber; deshalb hören wir jetzt die Trivialitäten und Obszönitäten der Bühne vierten Ranges auf der Gasse.“ Wenn Urspruch deshalb auch von Zeit zu Zeit den Gedanken wieder aufgriff, „Muster gregorianischer Kunst von einem kleinen Musikchore geschulter Sänger öffentlich vorführen zu lassen“, so verwarf er ihn doch immer wieder. „Je mehr ich die Sache bedenke, je mehr empfinde ich Widerwillen, diese Kunst vor einer sensationssüchtigen Menge, wie sie doch eben ein modernes Publikum darstellt, zu profanieren. Schon der Gedanke, diese herrlichen Gesänge in anderer Umgebung als Kirche und Altar, also in einem Konzertsale oder Salon vorzuführen, ist mir höchst unsympathisch. Wohl weiß ich, daß es noch möglich ist, aus diesen Kunstedelsteinen ein leuchtenderes Feuer herauszuschlagen, als bis jetzt denselben entlockt wurde. Aber meinem tiefsten Wunsche gemäß sollte es nur an einem einzigen Orte ewig wirksam, fleckenlos rein und dort allein mit wahrhaft läuternder Glut brennen.“¹⁾ (17. Dezember 1905.)

¹⁾ Die in Anführungszeichen stehenden Stellen sind, wenn nicht anders angegeben, aus Briefen Urspruchs an den Verfasser entnommen.

Und noch ein anderes Bedenken höherer Art hielt ihn davon zurück. „Der Choral darf nie verweltlicht werden. Je höher in diesem verwerflichen Falle seiner Verweltlichung das Aufgebot der Kunst wäre, desto trauriger wäre das Endresultat.“ (14. März 1904.) „Auch die Kunst hat ihren Moralboden. Was würde die höchste technische Gesangsausbildung helfen, wenn die ästhetische Seite nicht auf das peinlichste gewahrt bleibt. Ein modern-virtuoser Vortrag, also das Schlimmste für den Choral, würde unausbleiblich das Endresultat werden. Desto schlimmer dann, wenn eine höhere technische Gesangsfertigkeit ein solches Endresultat herbeiführt. Denn für die Kunst bleibt es immer das Gefährlichste, wenn das Absurde mit Geschmack dargestellt wird. Die geschmacklose Darstellung wäre ja unverführerisch und darum in gewissem Sinne gefahrlos.“ (18. Juli 1905.) „Denn wenn ich die Wahl habe zwischen einem schlichten, ehrlichen und frommen Vortrag bei kunstungebildeter Stimme und einem verweltlichten subjektiven Vortrag eines Gesangsvirtuosen, so wähle ich tausendmal den ersteren.“ (17. Dezember 1905.) In dieser Beziehung fürchtete er auch ein wenig von den sonst von ihm stets anerkannten rhythmischen Studien der Patres von Solesmes. „Hier liegt eine Gefahr: diejenige, daß der Choral eine gewisse rhythmische Eleganz erhält, die dem einzig für ihn passenden ‚Christusgewand‘ der Armut gar nicht gut steht. Auch im Äußeren ist der Choral wahrhaft christlich, arm, mit der ganzen Schönheit der Armut geschmückt, von jener Arm-seligkeit, der das Himmelreich offen steht.“ (14. März 1904.) Urspruch war eben eine zu innerliche und tief religiöse Natur, um es sich an der künstlerisch-ästhetischen Seite genügen zu lassen.¹⁾

¹⁾ Er war nicht Katholik; man wird es also verstehen, wenn seine Anschauungen von religiösen Dingen hier und da mit der Auffassung, welche wir als Katholiken von denselben haben, nicht ganz übereinstimmen.

er hatte „Ohren zu hören“ und fühlte wie wenige im Choral „den Anhauch jenes Geistes, der dem Menschen mit der Fähigkeit, das Höchste zu empfinden, zugleich die Kraft verlieh, dasselbe künstlerisch auszusprechen.“ (Broschüre, S. 5.)

Nach der „ästhetischen Wertschätzung“ kam ihm als Hauptsache die „christliche Betrachtung.“ (25. Dezember 1904.) Darum mußten Worte, wie die von dem hochwürdigsten Abte von Emaus-Prag in seinem Büchlein „Der liturgische Choral“ niedergelegten, ein lautes Echo in seinem Herzen wecken: „Hat er“, so schrieb Urspruch an den damaligen Prior der Abtei Emaus-Prag, P. Odilo Wolff (16. Februar 1904), „das Werk mit seinem Herzblut geschrieben, so sei er auch dessen gewiß, daß mein Blut mit dem seinen in gleichem, höherem Pulstakte schlägt, wenn das Lob des Chorals gesungen, dessen Sinn und Geist so begeistert verkündet, so sinnig erläutert wird, dieses Chorales, den ich mir so gern als das Lieblingslied der Gottheit deute. Sei es mir doch ein verzeihlicher Traum, daß ich das ewige Ohr dann mit besonderem Wohlgefallen zur Erde geneigt wähne, wenn der Christ, dieser zweitgeborene Menschensohn, die Farren seiner Lippen in das Tüchgewand des ehrwürdigen Chorals gekleidet, opfernd vor den Altar bringt.“

Aber — das war sein Lieblingswunsch, an dessen Erfüllung er bis zum letzten Lebenstage arbeitete —, den „Musterchor geschulter Sänger“ hoffte er doch noch erstehen zu sehen. Eine direkte Einwirkung auf die Verwirklichung war ihm zu seinem größten Leide versagt. „Was könnte ich für die Kunst, für unsere christliche Kunst wirken, wenn ich in einem großen katholischen Zentrum eine Lehrwirksamkeit hätte! Wahrlich, der Mensch wird nicht immer in seinem Vaterlande geboren!“

Bis zum letzten Augenblicke hoffte er noch in Rom, das er 1906 besuchte und wo ihm alle diejenigen, deren Namen und Verdienste um die Wiederherstellung des Gregorianischen Gesanges er kannte und hochhielt, liebe Freunde wurden, wie Dom Pothier, Dom Janssens, P. de Santi, Perosi, Bas, — sein „Vaterland“ zu finden. „Ich bin hier in Frankfurt nur mehr auf der Durchreise nach Rom,“ pflegte er seither zu sagen.

„Es ist mein Lebensschmerz,“ schrieb er ein anderes Mal, „daß ich meine Kenntnisse, meine Erfahrungen nicht in einer christlichen Stadt, an einem großen Kunstinstitut auf die Jugend übertragen kann. Hier ist das unmöglich. Warum hat mich das Geschick nicht an ein großes christliches Zentrum geführt? Ich bete noch täglich darum und bin vermessen genug, zu wähnen, daß dieses Gebet zu den erhörungswürdigen gehöre. Ich muß wohl noch viele menschliche Schlacken dabei haben, sonst wäre es wohl schon erhört. Denn — von diesen Schlacken abgehen — habe ich ja nur den glühenden, reinen Wunsch, an dem irdischen Loblied für die Gottheit mitzuarbeiten. Vielleicht gelange ich noch einmal dazu, daß dieses Gebet so rein wird, um in Christi Namen — das heißt in seinem Sinne — von mir gefühlt werden zu können. Und dann würde es ja von unser aller Vater erhört. Sie sehen, was ich für ein schwacher eitler Mensch bin, der nicht einmal einsieht, daß alles, wie es auch ausfällt, einem Reinstrebenden zum Besten gereichen muß — also auch das Nichterhören von wahrscheinlich kindischen Wünschen.“ (1. März 1906.)

Eine um so größere Freude war es für ihn, dort ein Entgegenkommen und Verständnis für seine Pläne zu finden, wo er alle Bedingungen vereint glaubte, um sie glücklicher Verwirklichung entgegenzuführen, bei den Benediktinern der Beuroner Kongregation.

Anfangs August 1903 kam Professor Urspruch zum ersten Male nach Maria-Laach. Der Verfasser dieses, seit kurzem mit der Leitung des Gesanges betraut, bat ihn um seinen Rat in Bezug auf einige gesangstechnische Fragen. Es war zwei Tage vor der Wahl Pius' X. Als wir in lebhaftem Gedankenaustausche auf die Höhe des Klostersgartens kamen und vor der Kirche schon die Böller aufgestellt sahen, die alsbald im Vereine mit den mächtigen Glocken der Abtei das „Habemus Papam“ über See und Hügel hinausrufen sollten, ahnte keiner von uns, daß nach dem Rate der göttlichen Vorsehung diese Wahl eine neue Blütezeit für unsere heilige Kunst eröffnen sollte. Am 17. desselben Monats schrieb Urspruch mir dann ausführlicher über die besprochenen Gegenstände. Der Brief ist so bezeichnend für seine ganze Persönlichkeit, als daß er nicht der Hauptsache nach hier einen Platz finden sollte.

„... Ich lese in einem französischen Blatte von den Gesinnungen des Heiligen Vaters für die Kirchenmusik, für den Gregorianischen Choral insbesondere, Gesinnungen, welchen er einst in einem (auch in der „Tribune de Saint-Gervais“ reproduzierten) Hirtenbrief als Monsignore Sarto Ausdruck gegeben hat. Wie mich dies im innersten Herzen freute! Möge es wirklich unser aller Vater (ich meine den Vater oben) so fügen, daß sein schönstes irdisches Loblied nun in die Ära der Erfüllung trete! Muß ich da nicht Ihrer Aufgabe ... gedenken? ... Der Gregorianische Choral, dieses reinsten, schönsten irdischen Gotteslob verlangt in unserer Zeit eine Kunstschule in Deutschland.

Ich sage: in unserer Zeit. Denn wir dürfen, ohne zu übertreiben, kühn behaupten, daß heute mehr denn je alle technischen Hilfsmittel der Kunst so hoch entwickelt sind, daß diese Kunst mehr denn je der Erfüllung nähergerückt ist. Es kommt nur darauf an, daß alle diese Hilfsmittel von einer kunstgelübten Hand kräftig erfaßt und dieselbe von einer reinen, durch die Welt unbefleckten Seele geleitet seien.

Ich sage weiter: eine Kunstschule in Deutschland. Lächeln Sie nun nicht über einen, vielleicht gewagt erscheinenden Vergleich. Es hat der römischen Kirche¹⁾ einmal recht

¹⁾ Gemeint ist wohl die „Römische“ Kirche im engeren Sinne, speziell in ihrer äußeren Stellung. D. V.

wohl getan, daß sie zum Ausgangspunkte eines ‚heiligen römischen Reichs deutscher Nation‘ wurde. Die deutsche Nation hat eben Eigenschaften der Tüchtigkeit, Kraft und Tiefe, die dem südlichen, römischen Wesen nur nützen können. So wie im weltpolitischen Leben geht es auch im Geistesleben. Ist doch jenes, wie alles Vergängliche nur ein ‚Gleichnis‘ von diesem, dem Unvergänglichen. Von diesem letzteren ist die einzige zeugnissgebende Erdenstimme die heilige Muse, die Musik. Sprach dieselbe zuerst ein Südländer?)

*) Es dürfte manchem willkommen sein, die herrlichen Worte hier angeführt zu sehen, mit denen Urspruch in seiner schon mehrfach zitierten Broschüre diese Eigenart des Chorals charakterisierte: „Der Choral trägt das Siegel einer ‚lateinischen‘ Kunst auf der Stirn geschrieben. Nicht allein, daß er mit lateinischen Worten verwachsen, ja aus dem Geist der lateinischen Sprache herausgeschaffen ist — er ist die Tonverkörperung des christlichen Genies der lateinischen Rasse, wie diese sich im Mittelalter darstellte. Er hat noch deutlich den Stempel seiner Heimat. Ein anderer als der graue germanische Himmel hatte über seiner Geburt gelacht. Man fühlt noch aus der unendlichen Süßigkeit dieser Süßfrucht heraus, welch helle Sonne aus tiefer klarer Bläue sie gezeitigt. Man bedarf nicht gelehrten Nachweises, daß sogar die der Erhaltung wertesten, darum wertvollsten Reste griechischer Musikkunst hier in lateinischer Umwandlung vor uns liegen. Ein leiser, aber deutlich fühlbarer Nachklang aus jonischer Wiege, den der Choral in jedem Herzen erzittern macht, welches einmal die Sehnsucht nach dem gelobten Lande aller Kunst empfunden — und welches Herz hätte dies nicht? — sagt es uns. Die Klarheit seiner Formen, seine Bestimmtheit und plastische Anmut ist ästhetischer Ausdruck des lateinischen Genies.“ L. c. S. 12 \

aus, so tut ihr nichts wohler, als daß sie im Mund eines Nordländers, eines Deutschen wiederholt wird. Deshalb ahne und ersenne ich mit Bewußtsein die Erfüllung des römischen Gregorianischen Gesanges bei uns in Deutschland und bin ein Streiter für ‚das heilige römische Lied deutscher Kunst‘.“)

*) Vgl. Gr. R. 1905, 9/10, S. 144.

Wenn ich mir nun die Stätte im Geiste bereiten will für jene Kunstschule, so finde ich in dieser Welt (die eigentlich nichts anderes ist, als ein vom Weltgeist organisierter idealfeindlicher Staat) keine günstigere, berufenere Stätte, als in einer, von diesem Weltgeist so viel wie möglich unberührten Gemeinschaft, also wohl in Ihrem Orden, innerhalb Ihrer Klostermauern. Möchten doch meine Gedanken die Gedanken aller Ihrer Mitbrüder werden. Der Segen einer solchen Kunstschule wäre ein unberechenbarer! Sagen Sie nicht, daß Sie dieselbe schon besitzen. Niemand kann das Gute und Hohe, das Sie alle bereits leisten, freudiger und rückhaltloser anerkennen, als ich es tue. Aber ich sehe, was noch fehlt... Es ist die Erlangung des Kunstgesanges als technische Grundlage für die Ausübung des Gregorianischen Chorals. Wenn dieser nicht als Kunstgesang vorgetragen wird, wird er seine schönste Blume verschlossen halten.“ Sodann bespricht er die Frage des Gesanglehrers und mahnt zur Vorsicht: „Denn ein ungeschickter Gesanglehrer ist gefährlicher als ein ungeschickter Arzt.“ Der Leiter einer solchen Schule innerhalb des Klosters bedürfe von draußen her keiner andern Hilfe als einer ‚Stimmbildung, die ihn befähigen würde, seinem heiligen Sängerberuf und seiner Lehrmission kunstgemäß, für lange Jahre und ohne Nachlaß der Kräfte nachzukommen“. Den richtigen Vortrag könne ein weltlicher Gesanglehrer nicht lehren.

„Soll ich Ihnen“, so fährt er dann fort, „einen analogen Fall in anderem Kunstgebiete nennen? Als Richard Wagner für seine dramatische Kunst in Bayreuth eine ‚Stilbildungsschule‘ errichten wollte, bezeichnete er als das wichtigste die Gewinnung eines Gesanglehrers. Er fand ihn nicht. Aus der geplanten Schule wurde nie etwas rechtes, und heute liegt nichts so sehr darnieder wie die dramatische Gesangskunst. Jetzt herrscht hier der deklamatorische Gesang und die Gesangskunst als solche ist auf der Bühne so gut wie zu Ende.“

Damals wagte Urspruch es auch nicht, den Lehrer zu nennen, dem er eine Stimmbildung, wie er sie für die Choralkunst notwendig hielt, anzuvertrauen den Mut gehabt hätte. Später entschied er sich für die Schule Stockhausens in Frankfurt, die schon damals unter der Leitung eines hervorragenden Schülers dieses Altmeisters des Oratorienangeses, Herrn Th. Gerold, auch jetzt, nach dem Tode des Begründers, noch in erfreulicher Blüte und Fortentwicklung steht.

„Mein Gedanke ist kein neuer. In jeder Choralgesangsschule wird vom ‚Singen‘ als Kunst geredet. Aber ich weiß nicht eine einzige (praktisch in die Erscheinung getretene Schule), wo eine wirkliche, auf Stimmbildung beruhende Gesangskunst geübt würde. Der Choral ist aber doch nun einmal eine Kunst, eine mindestens ebenso technisch schwierige wie jede andere weltliche Gesangskunstart. Er ist zudem eine unendlich höher stehende Kunst, eine heilige. Was würde man in der Welt von einem Künstler sagen, welcher seine Kunst öffentlich ausüben wollte und die unentbehrlichsten Grundlagen sich nicht zu eigen gemacht hätte? Und einzig in der Choralkunst sollte dies möglich sein? — Haben Sie sich einmal vorgestellt, welche erhabene, überwältigende Wirkung ein Choralvortrag von einem Chor wirklich gesangesgeschulter ‚Sänger‘ hätte? In der Tat, ein solcher Vortrag würde in seiner Wirkung alles überbieten. Jede andere Kunstäußerung wäre im Vergleich dazu nur ein Stammeln zu nennen. Es liegt im innersten Wesen der Musik, daß sie das Göttlichste am deutlichsten offenbart. Und welchen andern Zweck haben denn wir, die Natur, alles, was wir hören und sehen, fühlen und mitteilen, als dieses Göttliche zu offenbaren?“ —

Inwieweit seine Ideen sich verwirklichen lassen, ist eine Frage, welche bei einem so neuen Problem erst die Zukunft und die Erfahrung lehren kann. Es ist immerhin von großem Interesse und für alle, die in der Reformationsarbeit, im Kampfe gegen alt eingewurzelte Vorurteile zuweilen den Mut verlieren oder an ihrer hohen Sache irre werden möchten, ein Ansporn, aufs neue alle Kräfte einzusetzen, wenn sie sehen, wie ein Mann, der als Künstler und Komponist unter die Ersten zu rechnen ist — faßte doch bereits vor 26 Jahren Marxsen, der Lehrer von Brahms, sein Urteil über das erste große Werk des jungen Komponisten, eine Symphonie für großes Orchester, in die Worte zusammen: „Das könnte sonst nur Brahms noch geschrieben haben“ — die altehrwürdige Choral-kunst auch in unserer Zeit noch nicht für veraltet, ja eines neuen, leuchtenderen Lebens für fähig hielt. Auch in anderer Hinsicht dürften seine Worte vielleicht anregend und befruchtend wirken. Wenn Urspruch vor allem auf eine Kloster-, und zwar Benediktiner-Choralkunstschule sein Augenmerk richtete, so mochte ihn der Gedanke leiten, daß hier unter den augenblicklichen Verhältnissen am schnellsten ein sichtbarer Erfolg zu erzielen wäre. Auch mag es der Geist der Stabilität gewesen sein, der dem Benediktinerorden eigen ist und der ihm ein ruhiges und konsequentes Ausbauen einmal festgelegter Ideen sicherer erwarten ließ. Aber sollte damit der Vortrag des Chorals als Kunstgesang von anderen Kirchen, zumal von den in erster Linie als tonangebend für weite Kreise zu betrachtenden Kathedraalkirchen ausgeschlossen sein? — Wir erinnern da die Leser dieser Zeitschrift an die Worte, die er 1905 schrieb, wie er neben dem „weltabgewandten, nur durch läuternde Ascese zu erreichenden Kunststil des klösterlichen Amtes, mit dessen nur ihm allein eingeborener, emporziehender, keuscher Reinheit“ als „notwendige Ergänzung“ forderte, „eine — im besten Sinne des Wortes — weltzugekehrte Seite kirchlicher Kunst“, wie er sie in Straßburg als in hoher Vollendung bereits bestehend anerkannte.

Was wir hier dargestellt, war nur eine Seite seiner Tätigkeit — allerdings eine, bei der sein ganzes Herz beteiligt war —, und von dieser selbst eigentlich auch nur ein Teil. Die Begleitung des Gregorianischen Gesanges hat ihn viel beschäftigt. Zu einem abschließenden Urteil scheint er leider nicht gekommen zu sein. Das gleiche gilt von der Verwertung der Gregorianischen Melodien im polyphonen Stil. Außerdem aber suchte er für das „religiöse Musikdrama“ eine neue, entsprechende Form zu schaffen. Leider liegt auch hier nur der erste Akt von der „Heil. Cecilia“ bühnenreife vor. Wenn man bedenkt, daß Urspruch seinen Pflichten als Lehrer der Komposition am Raff-Konstanzum stets mit größter Gewissenhaftigkeit nachkam, so begreift man es, daß die Körperkräfte den Anforderungen, die der nimmermüde Geist an sie stellte, auf die Dauer nicht gewachsen waren.

Eines der letzten Worte, die er an seine Gemahlin richtete, war die Frage: „Glaubst du, daß ich noch eine Mission auf Erden zu erfüllen habe?“ Sie sagte einfach „Ja, das glaube ich.“ Glückstrahlend legte er sich zurück in die Kissen. Nicht er, sondern diejenigen, in deren Herzen er die Samenkörner seiner goldenen Worte ausgestreut, haben seine Mission zu vollenden.

„Menschlich gesprochen: ich täte mir nur dann genug, wenn ich durch meine Kunst (die ich dazu aber unendlich zu steigern und zu läutern hätte) hier auf Erden Gott noch so zu verherrlichen vermöchte, daß ich dasjenige, was ich (unvollkommen genug) ausspreche, in die Seelen anderer, Besserer als Samenkorn fallen und in diesen besseren Seelen aufgehen sähe zu reinerer Frucht. In diesem Falle (er sprach vorher von der Rechenschaft vor dem Richterstuhl Gottes. *D. V.*), das weiß ich, gilt allerdings nichts, was ‚menschlich gesprochen‘ wird. Das ist mein einziger Trost, daß dasjenige, was ‚göttlich gesprochen‘ wird (d. i. unter dem Anhauche der Gnade, in guter Meinung geschieht. *D. V.*), dann noch Gnade und Hilfe spendet, wo der Mensch verzweifeln müßte.“ (20. April 1904.)

Mögen zum Schlusse noch die Worte hier einen Platz finden, die er nach dem Tode des unvergeßlichen P. Ambr. Kienle schrieb — den vielen Freunden des Verstorbenen in und außerhalb der Klostermauern werden sie bei seinem Tode ein sympathisches Echo wecken: „Der teure Verstorbene hat mich einmal in einem seiner Briefe als ‚Freund‘ angesprochen. In der Tat, das war ich ihm, und er war es mir und ich war stolz darauf, daß es so war und kein Ehrentitel der Welt hätte neben diesem Worte aus seinem Munde mir etwas bedeutet. Ich habe stets, wenn ich arbeitete in meiner Kunst, — die in jedem meiner Sinne auch die seine war, und die ich mit gleichen Augen ansah, wie er — an ihn gedacht und bei der endlichen Leistung auf seine Zustimmung, sein Urteil in allererster Linie gehofft. Nun ist er dahin, und ich darf nur noch auf seine Zustimmung in derjenigen Unsterblichkeit rechnen, in der wir alle eins sind, in jenem heiligen Geiste, der in uns webt und wirkt, ob wir noch hienieden wandeln oder schon im Schoße unseres Vaters eine uns noch unbekanntere Tätigkeit entfalten. Was menschlich in mir ist, blutet schmerzlich, daß ich ihn auf Erden entbehren muß. . . . Ich habe einen Trost. Wenn auch alles auf Erden vergeht, ein Ding vergeht nie, die Offenbarung Gottes, wie sie unser Heiland gegeben hat. Der Segen dieser Unvergänglichkeit haftet an allem, was mit dieser Offenbarung irgendwie zusammenhängt, also auch an der christlichen, der echt christlichen Kunst, also auch an deren schönstem Lied, dem Gregorianischen Choral.“

Maria-Laach.

P. Gregor Boeckeler, O. S. B.

Maria Laach